

I r i s.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Zweiter Jahrgang.

Donnerstag.

(1826. N^{ro} 89.)

27. Juni.

A n S i e.

Als sie mir einen Rosenstock und Becher schenkte. Februar 1820.

Seid mir begrüßet mit jubelndem Lied,
Rosen des Frühlings, im Winter entblüht,
Hauchet mit eurem erglänzenden Schein
Wonnen des Maien in's Herz mir herein.

Sei mir begrüßet viel tausendmal,
Becher der Holden, kristallner Pokal,
Spende der Liebe von lieblichster Hand,
Neues die Seelen verknüpfendes Band!

Rosen, o Rosen, wie seid ihr mir werth,
Zeigt mir mein Innres von Gluthen verzehrt;
Zeigt mir die Seele erblühend und mild,
Seid mir des Lebens und Todes ein Bild!

Becher, o Becher, wie klingst du so zart!
Liebe mit Einklang auß' schönste gepaart
Tönt mir auß' deiner Begrüßung an's Ohr,
Locket die süßesten Lieder hervor.

Rosen, o Rosen, verwelket nicht hin,
Bietet nicht Trauer dem fröhlichen Sink!
Becher, o Becher, zerspringe nicht früh,
Lehre mich fürder bei dir Harmonie!

Dann bin ich glücklich und selig ganz,
Such' bei den Rosen fürs Leben den Kranz,
Schlürfe mir Muth auß' dem Becher mit Wein,
Und bin bekränzt und begeistert — de in!

Nachen.

J. B. Rousseau.

Der Ringeltanz des Schicksals.

E r z ä h l u n g.

(Von M. M. Kornfeld.)

(Fortsetzung von No. 88.)

Sie stand da und sah hinauf, er sah aber nichts. Denn schon war der nordisch kurze Tag zu Grabe gegangen, und der schwarze Trauermantel der Nacht lag ausgebreitet um die ganze Gegend. Da das Anstrengen des Auges fruchtlos blieb, so nahm sie zum Schreien ihre Zuflucht. Sie schrie so laut, als ihre

Ermattung erlaubte. Da es überall herum so still und öde war, wie auf einem Schlachtfelde, von dem der fliehende geschlagne Feind alle Verwundete und Sterbende mitnahm, so hörte er hoch oben bald ihr heftiges Rufen. Er antwortete ihr, daß er sich jetzt hinunterlasse. Sie möge weit weggehen, daß er sie nicht verlegend treffe, wenn er, der Erde nahe genug, hinunterspringen würde. Sie schwieg, um nicht durch ihr Reden ihn etwa aus der Haltung zu bringen. Weg aber ging sie nicht. Sie stellte sich vielmehr näher, den Rücken an den Berg gelehnt, und breitete die mütterlichen Hände aus, um ihn, den schweren, starken Jüngling, aufzufangen, wenn er etwa herabstürzen sollte. Es war aber so undurchdringlich finster, daß sie sich unmöglich sehen konnten. Selbst dann sahen sie sich nicht, als er schon über die Hälfte der Höhe herab war. In diesem wüsten Dunkel fand er die bekannten kleinen Vertiefungen und Hervorragungen an der Steinwand nicht mehr, die ihm sonst zum Anhalt dienten. Auch wußte er nicht, ob er zu hoch noch sei, um ohne Schaden herabzuspringen. Er vertraute aber seiner Kraft, löste die eisernen Sohlen los, schwang sich rasch, sprang herab, und traf — das Haupt der Mutter. Er fiel besinnungslos zu Boden. Sie schrie Ach! und sank ohne Regung, ohne Rettung todt nieder.

Da liegt die Entseelte, auf ihrem schönen Angesicht mit vorgestreckten Armen, die den geliebten Sohn ans Herz drücken wollten. Sie hat nichts an ihrem Herzen, als die kalte Erde, die sie bald bedecken wird. Sie hat nichts in ihrem Herzen, kein Gefühl der Liebe für die Lieben, keine Angst, keine Sehnsucht — ein liebloser Erdenkloß in schöner Weibgestalt. O wie gern hätten ihr ihre Eltern verziehen! Jede Qual, womit ihre Flucht sie peinigte, jeden freudenlosen Tag, jede schlummerlose Nacht

hätten sie ihr vergeben, wenn sie nur gewußt hätten, daß sie lebt. Aber sie ist todt, und für alle irdische Liebe und Sorgfalt auf immer verloren.

Ob hier das furchtbare Schicksal genau gewogen, ob die von ihren Eltern Entflohene verdient habe, von ihrem einzigen Sohne todtgestürzt zu werden, das kann der schwache Menscheng Geist nicht entscheiden. Doch so viel wissen wir: sie ist in einer Liebethat für ihr Kind und in Todesangst der Reue über ihre Veründigung an ihren Eltern gestorben, und das Mitleid und der Friedenwunsch aller Fühlenden folgt ihr in jenes Leben hinauf.

Aber Kallon! Kallon! — Er hat ein schönes Glück: er liegt bewußt und gefühllos da. Aber sein Erwachen? — Es ist fürchterlich! Das blasse Leichenlicht des Mondes goß seine geisterhaften Strahlen auf den grauen Todesblock des Berges. Weiße Schatten krochen auf der blutigen Wand. Düster beleuchtet ist die schauerliche Gruppe einer erschlagenen Mutter, neben dem schlummernden Sohne, ihrem Mörder. Kallon erholte sich und stand auf. Er wußte nicht, wo er war, und was mit ihm geschah. Nach und nach wurde es heller in seinem Geiste. Aber so hell, wie von einer Todesfakel um Mitternacht. Er schaute seine liegende Mutter, und wollte sie wecken, um sie nach Hause zu begleiten. Ach! wo sie jetzt zu Hause ist, dahin bedarf sie keiner Begleitung. Er rüttelt sie. Sie schläft. Er rüttelt sie heftiger. Er schreit und hebt sie etwas empor. Er spricht ihr sanft ins Ohr: Mutter! geliebte Mutter! erhole dich! dein treuer Sohn steht neben dir. Heim wollen wir. Umsonst. Der Tod hört nicht und hat keine Stimme. Als er sich endlich überzeugte, daß das Mutterleben entflohen, als er an ihrem Haupte die Wunden sah, als er an ihrer Lage merkte, daß sie ihr weiches zartes Leben unter seinem Sturze ausbreiten wollte, und als er sich an seinen Ungehorsam erinnerte, die Ursache dieses Unheils; da faßte ihn ein wüthender Wahnsinn. Er warf sich auf seine Knie vor ihr, und hauchte schnellgewaltig und unablässig ihr in den Mund, so daß er ganz mit Schweiß bedeckt war, und ihm der Athem zuletzt stockte. Er wollte ihr sein eigen Leben einwehen. Da er keine Veränderung wahrnahm, riß er sich alle Kleider von der Brust herab, lief zum rauhen zackigen Unglücksfels, rieb daran seine offene Brust so heftig, daß er stark blutete. Dann bog er sich über die Todte und wollte sein warmes Herzblut in das todtkalte Mutterherz hineinschütten. Endlich sank er vor un-
ausprechlicher Pein und von Erschöpfung auf ihre

Brust ohne Leben und Liebe mit aufgelöster Seele nieder und weinte sanft.

Sobald der jugendliche Morgen das Grauen und die Schauer der Nacht mit goldnem Himmelslichte bestrahlte, und die Welt wieder wach wurde, verbreiteten sich die Bewohner der Burg in die ganze Gegend, um die Herrin und den Sohn des Hauses zu suchen. Des Nachts konnten nur einige Diener hun. Denn Svaro kam gestern spät im verbergenden Nebel der Nacht noch an. Er wollte seine Schmach und seinen Mißmuth verhüllen. Ihm mußte man lügen, daß Omara und Kallon zum Feste eines benachbarten Freundes gereist seien. Der Leichtgeregte durfte in seinem Unmuth nicht erfahren, daß man Frau und Sohn vermisste.

Bylo, der alte treue Diener der Familie, der Vertraute Svaro's und der Lehrer Kallon's, kam zuerst her auf den Schauplatz des Entsetzens. Kallon erzählte ihm die grauenhafte Begebenheit, und wollte mit ihm die Mutter zur Ruhe des Grabes tragen. Aber Bylo sagte: Fürchte und fliehe jetzt die Gegenwart deines düstern Vaters. Sein Zorn ist leicht geweckt und schrecklich, wie ein Sturm. Er verschonete selbst das Leben des Sohnes nicht. Denn feindlich war ihm das Schicksal des Krieges, und tödtete seinen Ruhm. Gleich beim Ausbruch traf ihn die Schmach der Gefangenschaft, und erst der Friede gab ihm die freudlose Freiheit. Dunkel brütet sein unmüthiger Geist. Entflamme nicht seine Wuth durch den Anblick des Tödters seiner geliebten Omara! Fliehe! Fliehe weit weg, nach Schweden. Nur eine ruhmwürdige Waffenthat könnte ihn dir wieder versöhnen. Fliehe und suche die Ehre! So sprach Bylo und ging. Er ging zum mürrisch-trüben Svaro, um sein Gemüth mit gewählten vorsichtigen Worten für den Empfang der Schreckensnachricht zu stimmen.

Indeß nahm Kallon Abschied vom todtten Herzen seiner Mutter. Ein Abschied war's, der starrenden Felsen selbst Thränen entpressen konnte. Mit strömenden Augen drückte er ihre Leichenhand an seinen Mund. Mutter! Mutter! jammerte er, du trugst und wärmtest mich im heiligen Schooße deines Herzens, mit unnenbarem Weh gabst du mir das Taglicht des Lebens, und ich stürzte dich in die grausame Nacht des Todes. Ich löschte dir aus das hellleuchtende Leben durch meine Widerspänstigkeit gegen deine liebevollen Wünsche. Aber mir tödtete ich alles Glück des Lebens. Nie wird eine Freude mir lächeln. Dein blutiger Schatten wird meinen Geist und mein

Gemüth auf immer verdunkeln. Nie will ich mir die Lust gönnen, Berge zu erklimmen. Aber auf die Säule des Ruhmes will ich steigen, und jeder Gefahr die Stirn bieten. Meine Thaten sollen deinem Staube ein würdig Denkmal bauen. Nie soll der Feind meinen Rücken sehen. Meine Faust soll ein Donner seyn in den Wolken des Kampfes, und mein Herz ein Fels. Nur als ruhmgekrönter Helden soll mein Vater mich wiedersehen; oder nie will ich den heiligen Boden der Heimat betreten. Mit heißen Thränen benetzte er den heiligen Boden der Heimat, und trat dann seine unglückliche Reise an.

(Fortsetzung folgt.)

A p h o r i s m e n

über Literatur unserer Tage.

(Von Alf.)
(Fortsetzung v. No. 87.)

Nun war es nöthig auch den Homer und das Epos überhaupt im Lichte der neuern Philosophie zu erklären und ein trefflicher Anfang ist gemacht in dem eben erschienenen Werke: Ueber das Studium des Homer und seine Bedeutung für unser Zeitalter. Neben einem Anhange mythologischen Inhalts und einer Rede über das Verhältniß des Studiums der Geschichte zu der allgemeinen Nationalbildung. Von Christian Hermann Weiße, Privatlehrer an der Universität zu Leipzig. Leipzig, 1826. In diesem Werke feiert die neuere positive Kritik einen Triumph über die ältere negative philologische, die durch den großen Alterthumsforscher, F. A. Wolf, ihren letzten und höchsten Gipfel erstieg. Das Geschäft der Philologie ist aber bloß die Reinigung und Säuberung der Quellen, so wie des historischen Stoffes der Alterthumskunde, welche selbst wahrhaft nur durch künstlerische und philosophische Forscher (wie z. B. Winkelmann) erbaut werden kann. Jene vollendete philosophische Kritik mußte nur den Weg bahnen zu der univervellen und tiefbegründeten historischen Anschauung, welche die neuere Philosophie schuf, und zu welcher die obwohl großen und schätzbaren Verdienste, die früher Winkelmann, Lessing und Herder nebst einigen wenigen ihrer Zeitgenossen um das Verständniß der Literatur, der Poesie und der Kunst der verschiedensten Zeitalter und Nationen sich erworben, doch nur als Vorbereitung und Einleitung gelten können. Durch die manigfaltigsten Forschungen sind wir nun fähig und berechtigt worden, den Stoff der homerischen Dichtung, das Zeitalter, des-

sen Thaten und dessen Eigenthümlichkeiten sie besingt, nicht mehr bloß durch die Dichtung, wie durch ein trübes Mittel zu betrachten, sondern diese mit ihrem Inhalte selbst gleichzusetzen, indem wir sie als das letzte, bleibende und für die Nachwelt wichtigste Resultat jenes Zeitalters, das in ihm sich abspiegelt, betrachten dürfen. — Wie die homerische Dichtung zu dem homerischen Zeitalter, so würde sich nun die homerische Wissenschaft verhalten zu der Gesamtheit der Wirkungen, welche aus der von fernher wirkenden Thätigkeit der homerischen Poesie und des homerischen Zeitalters auf die Empfänglichkeit unsers Zeitalters hervorgingen. Das Zeitalter der Heroen ist vergeistet in der Seele des Dichters, und dieser Geist schafft sich sogleich seinen Körper in dessen Darstellung wiederum wird dieser Körper, der nun jenen verklärten Geist vollständig in sich enthält, vergeistet in der Anschauung und der Empfänglichkeit späterer Jahrhunderte, und auch diese neue Vergeistigung erhält einen ihr entsprechenden Körper in der historischen Wissenschaft. Hieraus ergibt sich die große Wichtigkeit jener wissenschaftlichen Befreiung und Reinigung des Formellen in der homerischen Poesie.

Nur durch sie wird es möglich, dieselbe in ihre Urgestalt zurückzuführen, in der sie allein als Körper des verklärten Zeitalters und damit zugleich dieses selbst als Seele dieses Körpers begriffen werden kann. So mußte ebenfalls erst durch die strengste, sorgfältigste und ausgebreitetste mathematische und empirische Forschung die Natur von allen Seiten und in allen ihren Nuancen durchsucht und enthüllt werden, ehe eine tiefsinnigere Naturphilosophie die wahre Bedeutung derselben und ihr Seyn in dem Ewigen und Absoluten aufzuzeigen vermochte. Aus diesen Andeutungen schon, die wir größtentheils wörtlich aus oben genanntem Werke entlehnten, können die Leser sehen, wie der Verfasser desselben das homerische Zeitalter und die demselben entsprechende Dichtung aus einem wahrhaft welthistorischen Standpunkt anschaut. Ausgerüstet mit den manigfaltigsten Kenntnissen und erfüllt von dem Geiste der neuesten Philosophie hat er, wenn auch kein gänzlich ausgeführtes Werk, doch herrliche Keime und Andeutungen geliefert, die, wenn sie auch manchmal von ihrem Gegenstand abzuschweifen scheinen, doch von einem und demselben Geiste befeelt und durchdrungen sind.

(Beischluß folgt.)

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Wien, 11. Juli 1826.

(Fortsetzung von No. 87.)

Die Gesellschaft der josephstädter Bühne, keineswegs durch die Vertheilung ihrer Kräfte geschwächt, leistete, im Verein mit den Mitgliedern des Pensionsfonds vom Theat. a. d. Wien, Vieles und Gutes. Wir sahen da z. B. eine neue Hauberpantomime, „der Schußgeist treuer Liebe“, die an Erfindung der Hauberrose wohl nicht an die Seite gesetzt werden kann, doch an Pracht und Aufwand sie bei weitem überbietet; dann ein neues Singspiel von Gleich und Wenzel Müller, „die Reise in das Bad“, welches, wiewohl es schlecht ist, schon darum gut geheissen werden muß, weil es dem bedauernswerthen Schauspieler Neubruck, Gelegenheit gab, vor seiner Abreise in das Pesthener-Bad, von seinen Gönnern herzlichen Abschied zu nehmen. Der Himmel kröne die Wünsche seiner Freunde und gebe, durch die Herstellung dieses Wackern, dem freundlichen josephstädter Theater ein Mitglied wieder, das mit vollem Recht zu den vorzüglichsten gezählt werden kann. Auf dieses Singspiel folgte bald, zu Herrn Hopp's Benefize, ein neuer Sproßling der meist'schen Muse, „der Untergang des Jecne reichs.“ Ein ominöser Titel, dessen Wahrheit mit Grund verbürgt werden könnte, wenn alle Volkssdichter ähnliche Zennährchen schreiben, wie das in Rede stehende. Schade um Kanne's vorzügliche Musik, Nipperdey's meisterhaften Pinsel und Koller's überraschende Erfindungsgabe. Hr. Hopp scheint überhaupt mit der Wahl seiner Benefize-Stücke unglücklich zu seyn — er sucht Monate in den neuen Erzeugnissen herum, plagt sich oft selbst im Schweiß seines Angesichts mit neuen Texten, spickt nicht selten das magere Gerippe mit eigenen Gedankenspekt, und doch nichts und immer nichts! Das nenne ich doch Schläge des Schicksals, Chikane des Verhängnisses — Verfolgung des Fatums! — In älteren wiederholten, gern gesehenen Stücken excellirte Herr Scholz, der sich bereits zum Liebling des Publikums zu machen wußte, vorzüglich. Seine Leistungen als Strumpfwirker Würfel, Staberl, Barbier Perergrinus und Bims bekrunden den tüchtigen Komiker und beweisen, daß zum Gefallen nicht Jahre erforderlich sind, noch weniger Zeit, Verhältnisse, Dialekt, Lokalkenntniß und wie die Dinge alle heißen, die gewöhnlich die Schuld des Nichtgefallens tragen, als Grundlage dieser Behauptung betrachtet werden können. Wer wahrhaft komisch ist, gefällt in Wien und Berlin, in München und in Dresden — kurz überall!

Außer der alten gleichischen Posse, „der Fleischhauer von Dedenburg, gegenwärtig „Hr. Joseph und Frau Baberl“ getauft, erschien auf dem sonst so fruchtbaren Boden des Leopoldstädter Theaters nichts von Bedeutung, dagegen sahen wir schnell aufeinander drei Gäste. Hrn. Kroes, Bruder unserer beliebten Dlle. Kroes — Hrn. Höllner d. i. vom brünnner und Mad. Walla vom pesther Theater. Der erste produzierte sich als Spindelbein, Bims, Bedienter im Doktor Krampel, und — wenn ich offen reden soll, als trauriger Bruder seiner lustigen Schwester. — Der zweite als falsche Prima Donna, trotz seiner schwachen Fäuststimme ziemlich echt, denn bei

der Arie aus dem Barbier v. Sevilla und in der Konzertszene erhielt er stürmischen Beifall, und endlich die dritte — gehorsamer Diener! — als Jec aus Frankreich, Cilly in der Mine, Josef im alten Geist, Mariandl im Fiaker als Marquis, Gispel, und Rosamunde in der Lindane. Diese würdige Tochter des Frohsinns, durch Gestalt, Laune und Gewandtheit gleich ausgezeichnet, wurde immer lärmend aufgenommen und vorgelassen. Ich enthalte mich jeder nähern Hergliederung ihrer Qualitäten und Quantitäten, denn Pesth kennt sie als Künstlerin so gut wie wir, und gehe deshalb zu andern gleichwichtigen Gegenständen über. Unter dem Titel: Gallerie drolliger und interessanter Szenen der Wiener-Bühnen, erscheint durch H. Adolf Bäuerle, Redakteur der allgemeinen Theaterzeitung, eine Kollektion anziehender Tableaux aller mit Beifall aufgenommenen Szenen der sämtlichen Theater in Wien — Groß-Quart, von Schöller gezeichnet, von Zinke in Kupfer gestochen, auf Basler-Wellpapier gedruckt und sehr lebendig und frisch illuminiert. Einstweilen sind zehn Lieferungen aus dem Gebiete des Drolligen erschienen, und zwar: die Ueberraschung- und Räuberszene aus „Gispel und Fispel“ — die Eintrittsszene aus „Staberl als Freischütz“, die Abschiedsszene aus dem „Diamanten des Geisterkönigs“, die Waschbenzene aus den „Bürgern in Wien“, die Lordsszene aus „Staberl's Reise-Abenteuer“, dann eine der beliebtesten Szenen aus dem „Barometermacher“, eine aus der „Menagerie und optischen Zimmerreise“, eine aus „Pachter Valentin“ und eine aus „Jakob in der Heimat.“ Diese vorerwähnten Blätter, durch die größte Porträts-Ähnlichkeit der darstellenden Individuen ausgezeichnet, liefern nicht nur den Theaterfreunden überraschende Szenen und Situationen, sondern auch solche Momente und einzelne Figuren, welche als Angabe für Maskenzüge im Karneval; als Kostüme in geselligen Unterhaltungen; als Abreise neuer Moden und endlich als Muster nationaler Trachten dienen können; eben so erhalten auswärtige Theaterdirektionen und Schauspieler, welche so gerne nach dem Zuschnitt und der Wahl des Kostümes der Theater in der Hauptstadt ihre Garderobe einzurichten pflegen, hierdurch einen Maßstab für die Kleider, und einen Anhaltspunkt für das Studium der Mimik und für effektvolle Gruppen der betreffenden Stücke. — Ich glaube als Anerkennung des Wertes dieser Blätter und zur auswärtigen Verbreitung derselben nichts weiter bemerken zu dürfen, als daß H. Ad. Bäuerle in Wien allein über dreihundert Abnehmer hat. Der billige Pränumerations-Betrag für den Jahrgang zu 24 Lieferungen ist für die Pränumeranten der Theaterzeitung mit 8 — für andere aber mit 10 fl. K. M. gegen portofreie Zustellung festgesetzt. Einzelne Blätter kosten 2 fl. W. W.

(Beischluß folgt.)

R ä t h s e l.

Willst mich lesen, willst mich lösen?
Kullt mich gleich das Dunkel ein,
Sieh! die myr'ische Zahl der Sieben
Kann dir einen Schlüssel leih'n.
Näher sieh' ich seinen Augen,
Als der Leser denken mag,
Und durch meine dunklen Zeichen,
Wird ihm leicht der hellste Tag.
Doch, wozu das viele Reden,
Einem Sinne mag er trau'n:
Ist er stumpf, so wird er rathen,
Ist er scharf, so wird er schau'n.

Franz Fisinger.

Belegt und herausgegeben von E. Stieckly und Sam. Rosenthal in Pesth. Gedruckt in der königl. Univ. Buchdruckerei zu Wien.